



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

---



nicht direkt verursacht, so doch klar und deutlich angezeigt hat.

Man sagt oft, die Kaffern seien nichts als große Kinder; ein Körnchen Wahrheit ist auch dran; übrigens kann der Schwarze oft eine List und Verschlagenheit bekunden, eine Klugheit und einen Witz und eine Schärfe des Verstandes, daß man höchlichst darüber staunen muß. Besser könnte man ihn daher ein verwöhntes oder verzogenes Kind nennen.

Anderer behaupten, der Kaffer habe kein Gewissen und keine Moral, doch ganz mit Unrecht. Auch er unterscheidet zwischen Gut und Böse, wenn er auch oft von anderen Prinzipien ausgeht, als der Christ, und auch er vernimmt in seinem Herzen eine Stimme, die ihn nach jeder bösen Tat der Sünde zeihet; es sei denn, er wäre ganz verhärtet und in Sünden und Lastern versumpft. Sein gestrenger Richter ist übrigens Gott allein; Menschen sehen nicht ins Herz hinein und urteilen bald zu milde und bald zu streng. Gott aber ist der Allwissende, der Allheiliger und Allgerechte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Pedro I., der neue König von Kongo, war ein ebenso sanfter als kluger Fürst und übertraf noch seinen Vater an Freigebigkeit gegen die Missionare.

In den ersten Jahren seiner Regierung erhielt das Kongoland auch einen Bischof. Er wurde bei seiner Ankunft von dem Volke, das sich in unabsehbaren Scharen nach dem Strande drängte, mit unbeschreiblichem Jubel und den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die ganze Straße von der Küste bis zur Hauptstadt wurde sorgfältig gereinigt und mit Matten belegt.

In Banza Congo angelangt, wählte der Bischof die Kirche zu seiner Kathedrale und umgab sich mit einem Kapitel von 28 Domherren. Er traf auch sonstige nützliche Einrichtungen zur Hebung des Gottesdienstes, versah die Kathedrale mit Glocken, einer Orgel und einem Sängerkhor und bemühte sich, den Glanz des Hauses Gottes nach Kräften zu heben und die Feiertage der Kirche aufs festlichste zu begehen. Die Schwarzen, die bekanntlich gar sehr am Neuzeren hängen, waren vor Staunen außer sich; in hellen Haufen strömte alles der Kirche zu. So befestigte sich der christliche Glaube im ganzen Lande immer mehr und mehr.

Leider starb der vortreffliche Oberhirte schon im Jahre 1528. Da er vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen hatte, man möge zu seinem Nachfolger einen schwarzen, in Portugal erzogenen Prinzen, den er selbst zum Priester geweiht hatte, wählen, begab sich dieser auf den Wunsch der gesamten Geistlichkeit sogleich nach Rom. Der Papst billigte, nachdem er den Prinzen geprüft hatte, die Wahl, erteilte ihm die bischöfliche Weihe und entließ ihn mit seinem Segen und mit reichlichen Geschenken.

Für das neubefehrte Kongoreich war also ein eigener schwarzer Bischof geweiht. Wie viele schöne Hoffnungen knüpften sich an seinen Namen! Doch, der Mensch denkt, und Gott lenkt. Der neue Bischof starb an einer akuten Krankheit schon auf der Reise, und das Kongoland blieb infolgedessen mehrere Jahre ohne einen Oberhirten.

Auch König Pedro überlebte ihn nicht lange. Er starb im Jahre 1530. Desgleichen regierte sein Bruder Francisco, der nach ihm den Thron bestieg, nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1532 folgte er beiden im Tode nach.

Unter Diego, seinem Vetter und Nachfolger auf dem königlichen Throne, erschien zwar der dritte Bischof, ein Portugiese von ausgezeichneten Rechlichkeit und erprobter Frömmigkeit, allein nun tauchten Schwierigkeiten anderer Art auf. Die Geistlichen des Landes hatten sich schon zu sehr an die Unabhängigkeit gewöhnt, und als der Bischof, vom Könige kräftig unterstützt, einige von ihnen nach der Insel St. Thomas oder nach Portugal schickte, tauchten ärgerliche Zwistigkeiten auf, welche dem Ansehen der christlichen Religion in einem fernen, neubefehrten Lande außerordentlich schaden mußten.

Wohl trafen im Jahre 1539 die ersten Mitglieder der Gesellschaft Jesu am Kongo ein; allein selbst diesen klugen und überaus eifrigen Missionären gelang es nicht gänzlich, den leidigen Zwist beizulegen. Das Unheil wuchs, als Diego im Jahre 1540 kinderlos starb. Die Portugiesen begingen die Unklugheit, einen ihnen befreundeten Häuptling, der aber nicht aus dem königlichen Geschlechte stammte, auf den Thron zu erheben. Das verstieß gegen das Grundgesetz des Staates; es entstand ein blutiger Aufruhr, in welchem die erbitterten Kongo-Neger alle portugiesischen Ansiedler und Handelsleute erschlugen; nur die Priester blieben verschont. Henrique, ein Anverwandter des königlichen Hauses, wurde auf den Thron erhoben, und somit war die äußere Ruhe wieder hergestellt.

Sein Nachfolger, Alvarez, war den Christen weniger hold und verbannte sogar im Jahre 1555 die um die Religion und christliche Kultur so hochverdienten Jesuitenväter aus seinem Reiche. Die Kongoneger waren offenbar für die Gnade des christlichen Glaubens nicht dankbar genug gewesen, und nun strafte sie der Himmel mit einer furchtbaren Geißel.

Um diese Zeit erschienen nämlich an den Grenzen des Landes die Schaggaer, oder Agag, wie sie sich selber nannten. Es war das ein wildes, überaus rohes und furchtbares Negervolk, das aus dem Innern Afrikas plündernd und mordend vorrückte und unter der Bevölkerung der Küstenländer unsägliches Schrecken verbreitete. Wir werden später noch näher auf dieses Volk zurückkommen und wollen uns für heute mit einigen Notizen begnügen, die wir dem berühmten Kapuziner-Missionär Cavazzi verdanken. Er schreibt:

„Dieses Volk der Schaggaer ist voll Härte und Grausamkeit, dazu voll Lug und Trug; Wahrheit und Treue sind ihm völlig unbekannte Dinge. Stets sind sie bereit, die abscheulichsten Untaten zu vollbringen. Trunken von Blut und Mord, verzehren sie gierig die menschlichen Leichen und geberden sich wilder als die wildesten Tiere. Es gilt bei ihnen als ein Zeichen von Seelengröße, die unbändigsten Bestien anzugreifen und sie an Grausamkeit noch zu übertreffen. Diese wahnsinnige Raserei üben sie aber nicht nur gegen alle ihre Feinde, — und jeder Fremdling ist ihr Feind — sondern auch gegen ihre eigenen Kinder; kurz, die Hölle hat diese Ungeheuer ausgepieen; sie sind die reinsten Teufel.“

Die Schaggaer waren so schnell und unerwartet ins Kongoreich eingefallen, daß der König Alvarez keine Zeit mehr fand, sein ganzes Heer aufzubieten, um ihnen Widerstand zu leisten. Er flüchtete sich daher mit seinem Hofe auf eine der Inseln des Kongoflusses, wohin ihm die Feinde wegen Mangel an Fahrzeugen nicht folgen konnten. Nachdem sie die Hauptstadt geplündert und niedergebrannt und das ganze Land gräulich verwüstet hatten, zogen sie sich zwar zurück, allein wer der Wut der



Schaggaer glücklich entronnen war, den raffte nun Hunger und Pest hinweg. Wären nicht von Brasilien her einige portugiesische Handelsschiffe angelangt, welche das Volk mit den nötigsten Lebensmitteln versahen, so wäre wohl am ganzen weiten Küstenstrich kein Mensch mehr am Leben geblieben.

So wenig sonst König Alvarez den Portugiesen geneigt war, so war er doch genötigt, sie immer wieder und wieder um Hilfe anzurufen, denn er sah sich persönlich vollständig außerstande, den wiederholten Einfällen der Schaggaer und den schrecklichen Folgen ihrer Raubzüge Einhalt zu tun.

König Sebastian von Portugal entsand seinem Verlangen und schickte im Jahre 1574 ein wohlausgerüstetes Geschwader mit hinreichender Mannschaft, um Alvarez und sein Volk gegen die Schaggaer zu schützen; allein als Entgelt mußte ihnen Alvarez an der Küste von Angola eine Strecke Landes abtreten und hier erbauten sich die Portugiesen eine Festung und legten eine starke Besatzung hinein. Sie erhielt den Namen Loanda de San Paulo und ist bis auf den heutigen Tag die Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen in Westafrika.

Der König von Portugal hatte ferner durch einige in Lissabon sich aufhaltende Kongoneger erfahren, ihr Land sei reich an Silber und Gold. Das bewog ihn, mit der Flotte auch zwei fachkundige Männer mitzuschicken, um dort Bergwerke anzulegen und deren Betrieb zu leiten. Da jedoch Alvarez befürchtete, er möchte mit den Goldminen zugleich seine Krone verlieren, führte er die Bergleute durch falsche Angaben irre und vereitelte auf diese Weise das ganze Unternehmen. Sobald aber die Aussicht auf reichen Gewinn an edlen Metallen verschwand, erkaltete auch der Eifer des portugiesischen Hofes in der Beforgung der Angelegenheiten des Kongoreiches.

Wohl hatten die bekehrten Neger oft und dringend um neue Missionäre, allein es folgten nichts als leere Versprechungen. Und doch war die Not so entsetzlich groß. Das ganze Land war durch Krieg, Hunger und Pest verheert, und wenn nicht rechtzeitige Hilfe kam, mußte in kurzer Zeit in all diesen Ländern das Christentum wieder verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein schöner Hochzeitstag.

Von Schw. Maximiliana Diefenbeck, C. P. S.

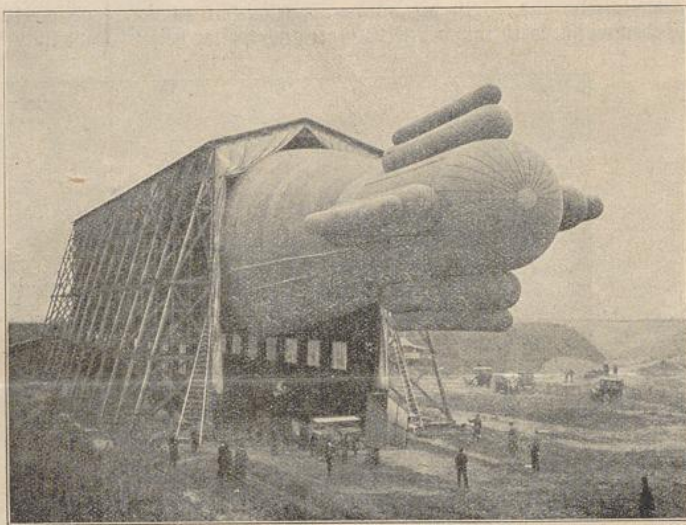
Clairvaux. — Das leztjährige Allerheiligenfest war für unsere ganze Missionsstation ein großer, unvergeßlicher Gnadentag. Schon acht Tage zuvor sangen und jubelten unsere schwarzen Schulkinder, als wollten sie die Oktav des hohen Festes gleichsam zum Voraus feiern.

Wem galt denn dieser Festjubiläum? — Zunächst unserm schwarzen Lehrer, Johannes Dhlamini, der an diesem Tage mit einem unserer Schulmädchen christliche Hochzeit hielt.

Die Heimat des Bräutigams ist Bulwer, ein kleines, englisches Städtchen, neun gute Wegstunden von Clairvaux entfernt. Sechs Jahre hat sich unser Johannes Dhlamini auf seinen Lehrerberuf in Mariannhill vorbereitet, und seit weiteren sechs Jahren ist er nun be-

reits dahier in der Knabenschule tätig. Die Braut, ein braves, stilles Mädchen, besuchte, wie gesagt, unsere Missionschule.

Als Festsaal diente unsere große Mädchenschule. Die Speisekarte war einfach genug: Bohnengemüse, ein Stück Schwarzbrot und etwas Fleisch, das war alles. Dennoch waren die Gäste, zu denen in erster Linie die Eltern, Geschwister und nächsten Anverwandten der Brautleute zählten, wohl zufrieden. Die Schulkinder bekamen etwas Bohnen unter die Maiskörner gemischt; und auch ihnen erschien das Gericht als der reinste Festschmaus. Das Brautpaar wurde unter Gesang zur Kirche geführt und von dort zur Mädchenschule zurückgeleitet; und während der Hochzeitsmesse selbst wurden verschiedene passende Lieder gesungen, galt es doch, dem Herrn Lehrer und verdienten Sängern der Schule, die schuldige Ehre zu erweisen.



Das Luftschiff verläßt die Halle.

Das Schönste beim ganzen Feste aber war der stille Friede und die schöne Eintracht, die unter allen Gästen herrschte. Da gab es keinen Streit, keinen rohen Lärm, keine Uebersättigung in Speise und Trank, obschon die Gesellschaft eine sehr gemischte war; denn außer den Katholiken waren auch viele Protestanten und Heiden zusammengekommen. Die Kinder aber sagten zu mir beim Schlafengehen: „Inkosazana, sibusile namhlanje, Schwester, wir haben heute gelebt wie die Fürsten und sind ordentlich satt geworden!“

Nur eine trauerte an diesem allgemeinen Freudentag; das war die arme Geldbörse des schwarzen Bräutigams. Ihr war in der Tat gar übel mitgespielt worden. In Europa bringt die Braut dem Bräutigam eine willkommene Mitgift und Ausstattung ins Haus bei den Roffern aber ist dies anders. Hören wir, was unser Johannes Dhlamini gelegentlich seiner Hochzeit alles zu zahlen hatte:

Zunächst 16 Stück Ochsen als lobola (Kaufpreis) für die Braut. Das war allerdings viel, denn der gewöhnliche Kaufpreis besteht in 10 Rindern. Mancher Häuptling und Induna verlangt aber auch das drei- und vierfache für seine Tochter. Dazu kamen noch weitere 8 Stk. (160 Mark) an den künftigen Schwiegervater, damit er bloß um die Braut „anfragen“ durfte; dann 10 Mark für einen Speer, 4 Stk. (80 Mark) für